

# Jürg Jenatsch

Autor(en): **Jegerlehner, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 24

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672174>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

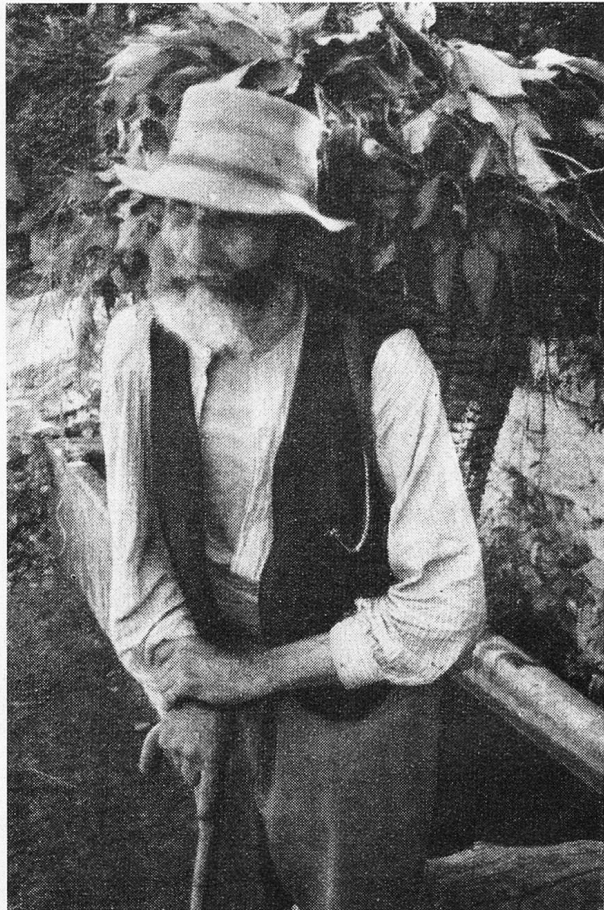
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mühsam trägt sie die schwere Bürde den steilen Berg hinan



Ein typischer Bauer bei der Heimkehr mit seinem Grünfutter

## Jürg Jenatsch

Ein gütiges Geschick bewahrte die Schweiz vor den verheerenden Wirren des dreißigjährigen Krieges. Nur dem Land der drei Bünde war es beschieden, alle Leiden des schrecklichen Krieges bis auf die Hefe zu kosten. In Mailand gebot damals Spanien, in Tirol und Vorarlberg Oesterreich. Bünden lag also gleichsam mitten zwischen den beiden habsburgischen Mächten. Durch das bündnerische Veltlin und durch das Engadin führten die kürzesten Straßen, welche die beiden Länder verbanden.

Nun hatte die Reformation auch das Bündnervolk in zwei Lager gespalten. Die Katholischen hielten zu Oesterreich-Spanien, die Reformierten zu der französisch-venezianischen Partei. Fremde Agenten bearbeiteten mit Geld und

guten Worten die Räte in den verschiedenen Gemeinden so lange, bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Land einer völligen Anarchie anheim fiel, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit restlos erstickte. Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, befand sich Graubünden im Zustand einer jammervollen Hilflosigkeit und Zwietracht.

Im Veltlin, wo meist frühere Zöglinge der helvetischen Schule von Mailand die katholische Seelsorge ausübten, verband sich mit dem Haß gegen die Evangelischen die Todfeindschaft gegen die bündnerischen Vögte, denen um Geld alles feil war. Um der Herren sowohl, als auch der Reker loszuwerden, entwarf Robustelli den Plan zu einem Massenmord. Im Dunkel der Nacht



überfielen die Verschworenen 1620 die Reformierten im Städtchen Tirano, erschossen und erdroffelten Männer und Weiber, drangen mordend in die benachbarten Dörfer ein und brachten binnen zwei Wochen 400 Personen ums Leben. Nach diesem schauerlichen Mord erschienen spanische Truppen im Veltlin, österreichische im Münstertal. Ein Schrecken fuhr durch die neugläubigen Bündnertäler bis hinaus nach Zürich und Bern. Die grauenhafte Tat verlangte Sühne. Die beiden reformierten Vororte sandten 3000 Mann ins Veltlin, die jedoch bei Tirano in einen Hinterhalt gerieten und nach schweren Verlusten sich zurückziehen mußten. Die spanisch gesinnten Katholiken des oberen oder grauen Bundes, als deren Haupt Pompejus Planta galt, machten kein Hehl aus ihrer Freude über die Niederlage und standen für die Sache von Spanien und Oesterreich ein. Da überfiel der fünfundsingzigjährige Jürg Jenatsch mit einem Häuflein Verschwörer den Pompejus Planta auf seinem Schlosse Rietberg im Domleschg und erschlug ihn. Unter den Augen seiner Tochter Lucrezia rissen ihm die Mörder Herz und Eingeweide aus dem Leibe.

Jürg Jenatsch hatte in Zürich und Basel studiert und die Pfarrei Scharans bei Thufis übernommen. Bald nach seinem Amtsantritt stürzte er sich in die hochgehenden Wogen der Politik und bekämpfte mit der ganzen Wucht seiner Leidenschaft die Planta, die er als Anhänger der spanischen Herrschaft tödlich haßte. Weil ihn der Priesterrock daran hinderte, zog er ihn aus.

Nach der Bluttat auf Rietberg brachen die trübsten Zeiten über das unglückliche Land herein. Oesterreichische Truppen überfluteten das Engadin, Davos, Prättigau und erstickten mit ihren Spießern jeden Widerstand. Jenatsch und seine Freunde mußten die Heimat verlassen. Eine furchtbare Hungersnot brach aus, und die Bewohner der Täler fristeten einen Winter lang das Leben mit gefrorenen Rüben und gekochtem Heu.

Als Oesterreich auf andern Kriegsschauplätzen geschlagen wurde, zog es seine Truppen aus Graubünden zurück, behielt aber das Veltlin in festem Besiß. Nun griffen die Franzosen ein. Um zu verhindern, daß der Kaiser und Spa-

nien durch das Veltlin sich die Hände reichten, sandte der französische Minister Richelieu den Herzog Rohan mit dem Auftrag ins Land der Rätier, das Veltlin zu erobern. Rohan war ein berühmter Hugenottenführer, ein lebenswürdiger Menschenfreund und genialer Feldherr. Noch heute haben seine Grundsätze über die Kriegsführung im Gebirge ihre Geltung. Mit bewundernswerter Raschheit riß er das Veltlin an sich, wobei ihm Jenatsch wertvolle Dienste leistete.

Groß waren der Schmerz und die Ueerraschung der Bündner, als sie merkten, daß Frankreich keine Miene machte, das Veltlin herauszugeben. Das war nicht der Fehler Rohans, denn er bestürmte den König und Richelieu mit Denkschriften und Briefen und prophezeite einen schlimmen Ausgang, wenn das Veltlin französisch bleibe. Der König kehrte sich nicht daran.

Da bildete sich in Bünden eine französischfeindliche Gruppe. Jenatsch, dem nichts höher galt, als ein freies Vaterland, täuschte den guten Herzog Rohan, indem er ihm Freundschaft heuchelte und hinter seinem Rücken mit Oesterreich und Spanien verräterische Unterhandlungen einfädelt. Um rascher ans Ziel zu gelangen, entsagte er sogar seinem evangelischen Glauben. Im Jahre 1637 erfolgte der Aufstand gegen den Herzog. Von allen Seiten bedrängt, verließ er bewegten Herzens das Land, das seine Soldaten gerne, ihn aber ungern scheiden sah.

Nun war Bünden frei, Jenatsch am Ziele. Da brach das Verhängnis über ihn selber herein. Als er mit befreundeten Offizieren in Chur an einem Faschingsgelage teilnahm, erschien Rudolf, der Sohn des ermordeten Pompejus Planta, mit andern Vermummten im Saal. Planta ergriff die Hand des Obersten Jenatsch, wie um ihn zu begrüßen. Im selben Augenblick zerschmetterte eine Pistolenkugel die Wange des Obersten, ein Streich in den Nacken schlug ihn zu Boden, und mit Beilhieben wurde er getötet. Nach Dierauer will die Sage wissen, „daß sich unter dieser Bande Lucrezia, die Schwester des Rudolf Planta, heimlich befand; sie habe den Tag der Rache ersehnt und für denselben die Art aufbewahrt, mit welcher Jenatsch ihren Va-

ter erschlagen; vom Streiche eben dieses Instrumentes sei Jenatsch gefallen.“

Wenn Jenatsch auch nicht unverdient den traurigen Tod erlitt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sein abenteuerliches Leben in eine sturmberwegte Zeit fiel, und deshalb sagt Konrad Ferdinand Meyer in seinem Bündner-

roman: „In einem Stück wenigstens überragt Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige, überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“

Johannes Jegerlehner

## Die Rungrübe

Von Johann Jakob Jehli

Das Seitental steigt vom Rhein aus bis zu seinen hintersten Gehöften um 1400 Meter. Es ist in seiner langen Flucht von zwei Bergketten eingeschlossen. Es ist keilsförmig, ohne Talsohle, so daß zuletzt der Fluß wildschäumend und mit donnerndem Getöse seinen Weg hindurch erzwingen muß. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte nur eine beschwerliche und gefährliche Säumerstraße bis zu den letzten Wohnstätten hinein und verband so fast alle die kleinen Ortschaften, die auf den Terrassen in der Mitte der rechten steilen Berglehne sich breitmachen.

Der Boden ist karg und gibt nichts freiwillig her als Wald und Viehweide. Nicht fett werden die Wiesen, und die Kartoffeln und Gerstenäcker sind bald gezählt. Die meisten Lebensmittel müssen daher von außen zugeführt werden. Das Holz, das die Gemeinden verkaufen können, wurde früher geflößt. Eine gefährliche Arbeit. Aber die Flößer tranken gern den Schnaps, den die Holzhändler ihnen bisweilen bezahlten, um Courage zu machen.

Auf der linken, vordern Talseite liegt ein Bauerndorf tollkühn auf einer mehrere hundert Klaster hohen, zerklüfteten Felswand, die fast senkrecht zum Fluß niederfällt. Die Kirche befindet sich am äußersten Rand des Abgrundes, eine Erscheinung, die man in Graubünden nicht selten wahrnehmen kann. Das kleine Gotteshaus hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen.

An einer der Kirchwände bemerkt man eine Öffnung oder eine Vertiefung im Mauerver-

putz. In dieser Lücke der Wandverkleidung erblickt man einen Menschenkopf, eine alte Malerei. Wenn man nach dem Grund dieser Merkwürdigkeit im Dorfe fragt, bekommt man den erwünschten Bescheid.

Nach dem Uebertritt der Ortschaft zum Protestantismus zur Reformationszeit, wurde später einmal die Kirche einer Renovation unterzogen. Dabei wurden alte Malereien an den Mauern abgekratzt, übertüncht und zu gedeckt. Die Restaurierungsarbeiten wurden von italienischen Maurern ausgeführt. An erwähnter Wand befand sich ein Christusbild in natürlicher Größe. Auch dieses Gemälde sollte zugedeckt werden. Aber die welschen Maurer weigerten sich, dies zu tun. Auf vieles Zureden ließen sie sich dann ungern herbei, dem Befehl des despotischen Vorstehers und Kirchenpflegers Folge zu geben. Sie kratzten unwillig den alten Bewurf weg und hüllten das Bild mit Mörtel zu und verputzten die Stelle wie die übrige Mauer. Aber den Kopf des Bildes ließen sie unberührt stehen. Als man die Lücke wahrnahm, reklamierte der unerbittliche Ortsvorsteher. Auch das Gesicht sollte verschwinden. Aber die Italiener weigerten sich jetzt entschieden, der Forderung nachzukommen. „Warum nicht?“ schrie der Vorsteher sie an. Die Antwort lautete bestimmt, sie würden das Kopfbild unter keinen Umständen abkratzen, noch viel weniger dem Heiland Mörtel ins Angesicht werfen. Es sei schon zu viel getan worden, indem sie den übrigen Körper am Gemälde zugedeckt und damit